Umfang acht Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

VIERTER JAHRGANG

BERLIN-PARIS AUGUST 1913

NUMMER 173/174



Delaunay: Zeichnung

Der schöne Korporal

Von Aage von Kohl

Der Korporal Yoshivara machte Kehrt, wie nur er es machen konnte, und ging zurück zu seiner Kompagnie, die an der Waldkante lag.

„Korporal Yoshivara meldet dem Herrn Kapitän, daß ich vom Regiment Erlaubnis bekommen habe, zu versuchen!" — sagte er und führte die langen schlanken Finger seiner Rechten zur Mütze. Seine Fingernägel leuchteten wie Perlmutter in Bronze eingefaßt, und sein Oberkörper hob sich wie eine ranke schlanke Blume von seinem Ledergurt.

Der Kompagniechef hatte seine Mütze tief in die Augen gedrückt; er stand breitbeinig, ein dünnes kleines Zigarettchen beinahe auf die Unterlippe festgeklebt. Der Schatten eines Buchenbaums machte ihn ganz grün im Gesicht.

„Gut!" sagte er und lächelte, ohne daß die Zigarette sich bewegte. Er ließ seinen Blick über das schmale Gesicht des Korporals gleiten, dessen Augen so groß und tief waren mit bläulich durchsichtigem Emaille und scharfen gebogenen Wimpern. Die Nüstern Yoshivaras vibrierten ein wenig und ein kleines Lächeln zeigte die stark roten Lippen gegen seine weißen Zähne.

„Erlauben Sie, daß ich mich fertig mache, Herr Kapitän?" fragte er und wieder huschte das kleine Lächeln über seine Lippen. Die rechte Hand hielt er noch an der Mütze.

Der Kapiätn legte seine Hand auf die Schulter des Korporals und nickte.

„Glück auf!" sagte er mit kaum verständlicher Stimme, wie immer wenn er nicht kommandierte, — „aber vergessen Sie nicht, daß die Kompagnie einen solchen Unteroffizier wie Sie nicht missen kann."

Die großen veilchenblauen Augen Yoshivaras lächelten.

„Gut, Herr Kapitän!" sagte er. Und wie vorher machte er mit einem schnellen Ruck Kehrt.

Er ging ein paar Schritte seitwärts und schnallte nachher seinen Ledergurt ab. Die Kameraden schielten nach dem unbegreiflich kurzen Riemen. Seine weiße Kante zeigte, daß Yoshivara ihn einfach abgeschnitten hatte, was streng verboten war. Durch die niedrigen Bäume sah man das Tal unten mit seinem Fluß. Die Sonne war schon mehrere Stunden auf. Die Kompagnie lag seit geraumer Zeit auf demselben Platz, jeder Mann auf seinem Platz in der Schußlinie.

Es war verboten zu sprechen, man hörte nur hier und dort ein halblautes Kommando der Zugführer.

Aber alle in der Kompagnie, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere starrten, alle ganz betört, Korporal Yoshivara an, der einige Schritte hinter der Schußlinie stand und sich auszog.

Er machte die Kravatte auf und warf sie hin zu dem Ledergurt. Der lag schon zusammengerollt wie eine Giftschlange neben einem Mohnbusch mit roten giftigen Blumen.

„Ja!" sagte der dicke Obersergeant Ohashi, der die zweite Abteilung kommandierte, und der niemals flach liegen konnte wegen seines Magens, er stieß Sergeant Mennai, der dicht neben ihm lag, leicht an: „Kannst du verstehen, wie seine Sachen! Es sieht ja immer aus als wäre alles ganz neu, nicht?"

Sergeant Mennais Gesicht verriet seine Lust, immer mit Bosheiten zu kommen, die man doch nie feststellen konnte. Er schielte hin zu dem Obersergeanten, dessen Gesicht wie die Sonne in der Fahne des Bataillons war.

„Die Mädels!" sagte er und starrte wieder Yoshivara an.

Der Korporal hatte indessen seinen Waffenrock ausgezogen, und die Offiziere lächelten sich schwach einander zu, Yoshivara hatte nämlich trotz dem Kompagniebefehl des vorigen Monats gar keine Spur von Hemd oder so was. Die leicht bräunliche Haut lag fest um die breiten Schultern und den schlanken Leib. Die zwei Brustflecke glichen ganz kleinen flachen Mohnblumen. Er hob den rechten Arm und drehte sich halb um, und ein bronzegoldener Schein glitt über seinen Rücken, wo die Haut zitterte und die Muskeln sich bewegten.

„Ah, der Schurke!" sagte der Kapitän zum Unterleutnant Katomo, der sein Lächeln mit seiner Hand verbarg, „und hier steht er und zeigt uns gerade ins Gesicht seine niederträchtige Ungehorsamkeit!"

„Aber das geht auch bald zu weit mit ihm, der — — —!" fügte er schnell hinzu, und sandte seinem Leutnant einen scharfen Blick. Aber Katomo wischte ein bißchen Staub von seiner Uniform und lachte halblaut, er kannte die Anfälle von Aerger, die der Kapitän gegen Yoshivara äußerte — sie endeten immer mit Begeisterung und Lob.

„Und dazu seine Mädchengeschichten!" sagte der Kapitän und versetzte wieder dem Leutnant ein paar Augen — — „alle seine Mädchen!"

„Ja!" sagte jetzt der Leutnant und warf lachend den Kopf zurück, „ganz gewiß bewundern in diesem Augenblick mehrere paar Mädchenaugen unseren schönen Korporal!"

Der Kapitän schüttelte sich vor Lachen, und schlug mit seiner Faust Katomo beinahe zur Erde. „Ja, darüber würde ich mich auch nicht wundern. Vielleicht hat er ein paar im Walde von heute Nacht versteckt!"

Der Korporal hatte schnell seine Stiefel aufgeschnürt, und stand jetzt ganz nackt und schlank in der heißen Sonne.

Er nahm mit einer lässigen Geberde seinen Ledergurt vom Mohnbusch. Dabei riß er eine Blume ab, nahm sie, lächelte sein rätselhaftes Lächeln, das immer nur von Liebe träumte, und schob den zerbrochenen Stengel unter den Ledergurt. Die blutrote Blume glich einem Portepee auf Yoshivaras linker Seite. Aber dann machte er mit einmal ein ganz strammes und ernstes Gesicht und schob ostentativ und vorsichtig die Blume noch ein bißchen. Und er lachte, ausgelassen wie ein Knabe. Die Mannschaft lachte selig und guckte zu den Unteroffizieren hin.

„Na, ein bißchen eiliger, Korporal!" — sagte der Kapitän, weil er es nötig fand, ein klein bißchen auf Würde zu halten — in Wirklichkeit war nämlich gar keine Eile — „jetzt los!" — er nickte.

Yoshivara schlug gleich die Hacken zusammen und streckte die Arme herunter. Die Sonne fiel über seine schlanke Gestalt und er glich einer Statue aus irgendeinem heißen unwirklichen Stoff. Die weißen Zähne saßen wie ein Opalstrich mitten in dem feuchten Rot der Lippen.

„Gut, Herr Kapitän!" sagte er. „Gut!"

Er ging einige Schritte und sprang durch die Schußlinie, leicht und schnell, lief durch die Bäume, die zwischen dem Lager und der Wiese standen. Wie auf Kommando schob sich die ganze Kompagnie, Soldaten wie Offiziere, ohne eine Sekunde zu zögern, ein halbes Dutzend Ellen vorwärts, um ihn weiter sehen zu können.

In drei, vier langen Sprüngen nahm er den steilen sandigen Abhang und erreichte die Wiese.

Es krachte plötzlich und gewaltig von dem anderen Ufer, und wie kleine weiße Wolken umgab ihn der Pulverrauch. Die Russen da oben hatten ihn gesehen und angefangen, auf ihn zu schießen.

Aber Yoshivara stand einen Augenblick still und sah lächelnd zuerst hinüber zu den Russen und nachher zurück zu den Kameraden, denn ohne es gesehen zu haben, wußte er instinktmäßig und ohne Ueberlegung, daß die Kameraden sich so plaziert hatten, daß sie ihn immerzu beobachten konnten.

Plötzlich hob er die beiden Arme seitwärts, bewegte die Hände in Wellenform und fing an, sich in den Hüften zu wiegen. Er bewegte sich im Tanz ein oder zwei Minuten. Die Schüsse kamen näher und näher; die Projektile sausten mit langen saftigen Klatsch herunter in die nasse Wiesenerde. Schneller und schneller.

*

Keiner wußte, ob der Korporal wirklich Yoshivara hieß oder nicht. Der Obersergeant, der dicke Ohashi, hatte zwar erzählt, daß in den Kompagniebüchern er unter Korporal Fusu Yoshivara aufgeführt war, aber es brauchte deshalb nicht so zu sein. Wer könnte auch einen solchen Namen haben wollen, wie das Quartier in Tokio? Konnte man sich das denken, eine Familie sollte ebenso heißen wie das Quartier, wo die öffentlichen Mädchen wohnten!

Aber einerlei. — Der Name paßte ihm gut, darüber waren sich alle einig. Einige behaupteten sogar, daß er den Namen bekommen habe, weil er in diesem Quartier von seiner Schönheit lebte.

„Ja, sie werden ganz toll, die Mädels, wenn sie ihn nur sehen!" sagte der Obersergeant seufzend. „So ist es!"

Aber so lange das Regiment — vor dem Kriegsausbruch — zu Tokio in Garnison lag, waren auch alle darin einig, daß Yoshivara ein schlechter Soldat sei.

Gewiß! Er war schön genug, und flink genug — sogar viel zu viel von beiden. Gerade seine Schönheit war sein Unglück. Keiner im ganzen Regiment hatte eine solche Strafliste wie er. Er war niemals nachts im Lager, nein; und dann kam er zur Morgenparade und sah aus wie eine Leiche — gerade wie eine Leiche sah er aus. Sicher zwanzigmal hatte der Kapitän ihn gestellt.

„Nanu, Korporal Yoshivara!" sagte der Kompagniechef, legte sein Gesicht in Falten und schlug mit seinen Fäusten auf den gelben Bureautisch. „Jetzt ist es wieder verrückt, es ist das vierte Mal in zwei Monaten, daß Sie nicht zum Morgenappell da sind!"

„Es ist zum dritten Mal, Herr Kapitän, nur zum dritten!" sagte der Korporal und sah den Kapitän mit großen unschuldigen Augen an.

Der Kapitän wurde ganz verwirrt über seinen Irrtum, im Innern auch sehr froh darüber. „Na," er nickte ein paar Mal, seine Stimme wurde aus lauter Erleichterung ganz kurz, „na ja, dann ist es ja eine ganz andere Sache, dann habe ich Ihnen Unrecht getan!"

Aber dann fand er doch, daß der Korporal zu billig davon gekommen sei, und er beeilte sich, ein ganz strenges Gesicht zu machen und drohte: „Aber wagen Sie nicht die Geschichte nochmals zu machen. Es wird schlimm enden."

Ab und zu aber mußte der Kapitän doch Yoshivara melden, oder ihm eine Strafe auferlegen. Nachher fragte er immer regelmäßig und hoffnungslos: „Willst du mir jetzt versprechen, daß es das letzte Mal war?" Er legte seine Hand ermahnend auf Yoshivaras Schulter und freute sich innerlich über diese schöne schlanke Gestalt, an der er nichts von Rummel, Mädels und Dunkelarrest merken konnte. Der Korporal lächelte ein bißchen und hob die reinen Augen zu seinem Chef empor. „Gut, Herr Kapitän!" sagte er dann mit einem so indifferenten Tonfall, daß es ihn zu gar nichts verpflichtete.

Und der Chef ließ ihn gehen, er wußte, es half alles nicht.

Aber es half doch zuletzt. Der Krieg kam nämlich, und dann wechselte der Korporal die Taktik das heißt, die Nächte war er immer noch nicht im Lager; in Schnee und Regen, so bald sich eine Gelegenheit bot, war Yoshivara weg. Aber eine Viertelstunde vor dem Morgenappell war er auf seinem Platz und keiner hielt seine Mannschaft so flott in Ordnung wie er.

Yoshivara war auch sehr musikalisch, und deshalb wurde er von den Gemeinen sehr geliebt.

Abends, wenn die Verhältnisse es erlaubten, und er nicht auf seine Privatjagden ausging, konnte er stundenlang auf seinen Samiseng spielen, immer dieselbe schwermütige monotone Melodie, wonach die Mädchen in dem Quartier von Tokio so oft für ihn getanzt hatten. Es klingt, als zerreißen einige hart gespannte Stahlfäden, die am Herz befestigt sind, sagte der Korporal mit sehnsüchtigen feuchten Augen. Er sehnte sich nach diesen großen Häusern mit den vergitterten Fenstern.

Der Gemeine 94, der Ausrufer in einem solchen Haus gewesen war, das heißt den ganzen Tag auf der Diele gesessen und die Schönheit der jungen Frauen in langen Versen gelobt hatte, — er redete immer so eigentümlich, fanden die anderen — er nickte mit seinem übergroßen Kopf. „Ja, gerade so klingt es!“ — sagte er. „Oder auch ist es, als ob man wieder zu Hause wäre, eine Nacht mit Mondschein, und weißen starkduftenden Blumen, und die Seelen der Eltern sitzen am Kopfkissen und flüstern mit ihren Luftstimmen so viel Grüße!“ So sagte Nummer 94 und wurde so gerührt und unglücklich über seine eigenen Worte, daß er fortschlich um zu weinen. Er fand es so hübsch, was er gesagt hatte, und doch war es ihm als hätte es irgend ein Fremder gesagt.

Aber der Korperal konnte noch viel mehr als Samiseng spielen.

Er war es nämlich, der damals die wahnwitzige und waghalsige Geschichte mit den Patronenkasten ausgeführt hatte. Es war so gekommen; eines späten Abends — am Yalufluß — wurde er mit einer Streifpatrouille bestehend aus drei Mann ausgesandt, um die russische Vedette zu beunruhigen.

Es gelang ihnen im Dunkel durch die Schußlinie zu schleichen, vorbei an ein paar Feldposten und ganz hin zur Feldwache. Vorwärts krochen sie langsam zu dem Kompagnieleuchter, der zwischen den Flintenpyramiden hing. Dahinter schlief die Mannschaft.

Ein Posten ging hin und zurück mit seiner Flinte im Arm.

Der Korporal und seine drei Begleiter waren bei dem schon längst ausgegangenen Kochloch angekommen, hier versteckten sie sich, um zu überlegen, was man machen könnte. Plötzlich entdeckte Yoshivara, daß ein paar gefüllte Patronenkasten in der Mitte der Flintenpyramiden standen. Gleich hatte er sein Plan gefaßt und alle Vier nahmen Sicht nach den Kasten, so gut wie es im Dunkel möglich war, und gaben Feuer. Daß sie getroffen hatten, ließ sich bald merken. Ein höllischer Radau und eine Sekunde ganz tageshell. Die beiden Kasten waren explodiert. Das Pulver flog pfeifend in alle Richtungen, die Flintenpyramiden fielen um und die schlafende Russen fuhren wild und fluchend auf. Einen Augenblick nachher wurde es wieder pechschwarz und es gelang Yoshivara und seinen Männern fortzukommen. —

Noch eine Geschichte von Yoshivara.

Eines Tages war er auch ausgesandt mit einer Streifpatrouille. Sie waren bei einer tiefen breiten Kluft angekommen. Der Korperal ließ Nummer 73 an der einen Seite liegen bleiben und er selbst und 72 krochen auf die andere Seite. Gerade heraufgekommen stießen sie direkt auf fünf bis sechs Ochotnikisen. Yoshivara schoß sofort einen nieder und warf sich nachher wieder herunter, aber 72 wurde von den Feinden zur Vergeltung niedergeschossen. Yoshivara war noch nicht in Sicherheit. Als er wieder auf die andere Seite klettern wollte, wurde er von allen Seiten beschossen, ein Schuß streifte seine Schulter, einer ging durch seine Flinte. Er sah ein, daß es auf die Weise nicht gelingen würde. Er gab ein Todesgeschrei von sich und ließ sich als tot den ganzen Abhang herunterkollern. So lag er da mit der Nase in der Luft und die Arme weit ausgebreitet. Er schielte hinüber zu den Feinden. Sie hatten jetzt zu schießen aufgehört, glaubten, daß er tot sei, aber zwei blieben auf ihren Posten, und Yoshivara mußte vier und eine halbe Stunde tot liegen, bis Nummer 73 zum Lager zurückgekehrt war und mit eine größere Patrouille wiederkam. Aber der Korporal sagte, daß er in seinem ganzen Leben nie so lange ausgeruht hatte wie damals.

„Er ist ein ganz verteufelter Kerl!“ — sagte der Kapitän immer morgens zu Premierleutnant Katomo — ihre Morgenunterhaltung endete immer mit Yoshivara — ich verstehe nicht, wie er es aushalten kann. Niemals krank, niemals müde, immer bereitwillig. Aber er ist eine Perle von Unteroffizier, das ist er, das ist das ganze Geheimnis“ fügte er vertraulich zu.

„Wenn nur nicht die Mädels — — —“ brauste er wieder auf.

„Ah!“, sagte der Premierleutnant lächelnd, „es sind ja glücklicherweise nur die hübschesten, die er gern hat.“

„Ja, da haben Sie, Donnerwetter, recht!“ der Kapitän lachte erleichtert. „Übrigens die Mädels laufen ihn nach, er nicht den Mädchen, das ist ja auch weniger anstrengend für ihn!“ sagte der Chef und lachte so vergnügt und entzückt, als wäre Yoshivara sein einziger Sohn und die Mädchen, die ihm für einen Kuß alles gaben, Prinzessinnen.

*

Heute, ganz früh, war das Regiment aber zum Kampf aufgestellt. Zwei Bataillone in der ersten Reihe. Yoshivaras Kompanie wurde an die Waldkante verlegt.

Ein Adjudant war vor einer Stunde bei dem Regimentschef gewesen und hatte Order gegeben, daß das Regiment sich versteckt halten und zuerst um neun Uhr morgens angreifen sollte. Zu der Zeit würden dann die anderen beiden Regimentern an ihren Platz angekommen sein, eine halbe Meile östlich von Ju-schu-ling.

Der Regimentschef rief die älteren Offiziere zusammen und gab seine Order. „Sie müssen also untersuchen lassen, ob das Flüßchen zu überwaten ist, Kapitän!“ sagte der Oberst zuletzt zu Yoshivaras Kompagniechef, und ließ seinen weißen Glaçehandschuhfinger die blaue Linie folgen, die den Fluß auf der Karte markierte.

„Jawohl, Herr Oberst!“ — sagte der Kapitän und schlug die Hacken zusammen. Es war eine Gewohnheit, die ihn immer ärgerte und puterrot im Gesicht machte, wenn er wieder aufzupassen vergessen hatte.

Yoshivara hatte sich gleich gemeldet, als der Chef einen Freiwilligen verlangte, um den Fluß zu untersuchen.

Der Chef wurde aber nicht froh, als er der Korporal sah, er wußte, die Russen schliefen nicht daoben.

„Warum Sie, warum Sie!“ — nörgelte er und machte dem Korporal ein paar Augen, „ist schon gut genug mit einem Gemeinen.“

Na — selbstverständlich war er wohl heute Nacht wieder draußen gewesen — dachte der Chef für sich — das konnte man deutlich sehen. Er kannte die dunklen Schatten, die übrigens nur Yoshivaras Augen noch hübscher als sonst machten.

„Ich möchte aber sehr gern Erlaubnis dazu haben!“ — sagte Yoshivara mit ganz militärisch strammem Gesicht.

„Na, ja. Dann los!“ — Der Kapitän warf ihm die Worte zu. — „Das heißt!“ — fuhr er dann fort, wenn es der Regimentschef erlaubt, daß wir einen Korporal dazu nehmen. Gehen Sie selbst hin fragen!“ — Es war schlecht versteckte Schadenfreude in seiner Stimme — der Chef wird nie sein Erlaubnis dazu geben, dachte er.

Aber der Chef hatte, Donnerwetter noch mal, doch seine Erlaubnis gegeben, und jetzt stand dieser verteufelte Junge da und spielte mit seinem Leben. Die Kugeln schlugen dicht um ihn nieder in das nasse Gras.

Der Kapitän hätte beinahe Order gebrüllt, daß er sich beeilen sollte, aber er nahm sich im letzten Moment zusammen.

Der Koporal hatte angefangen in dem Wasser zu waten. Die Projektile verfolgten ihn, sie spritzten das Wasser in die Luft, Silberstangen in der Sonne.

Jetzt ging ihn das Wasesr bis zu den Knien. Die Waden huschten unter dem Wasser wie schwache Schatten. Seine Haut war mit einem Schimmer von Topas-Silber-Bronze übergossen. Er drehte sich einen Augenblick um, und die blutige Mohnblume schaukelte in dreistem ausgelassenen Streicheln über seine Lenden.

Glasweiß spritzten die Kugeln um ihn.

„Ja, er ist fertig!“ sagte der Kompagniechef, und seine Fingern bewegten sich nervös und unaufhörlich, während seine Augen wie festgenagelt der goldenen Gestalt in dem kochendem Wasser folgten.

„Sie können es nicht vermeiden ihn zu treffen. So wie er da geht, und mit den Schüssen vollständig spielt. Sie können nicht, sie müssen!“ seine Mundwinkel zitterten.

Aber Katomo lächelte hoffnungsvoll. —

„Yoshivara wird sich schon helfen.“ —

Und einer von den Gemeinen sagte plötzlich, ohne seinen Kopf zum Chef umdrehen:

„Ja, wenn der Korporal sterben könnte — wäre er schon lange tot, so ist es.“

Und die Kameraden wiederholten nickend, „Ja, so ist es!“

Der erste sprach weiter: „Es waren wohl wenigstens hunderte, die was mit ihm hatten und das sogar mit Messer und Flinte, aber keiner kann ihn fangen.“ —

Der Kapitän und der Leutnant lachten still, aber sie fühlten sich doch ein bißchen erleichtert.

„Na, still!“ — sagte der Kapitän, „nicht sprechen im Glied!“ —

Das Wasser reichte Yoshivara jetzt zum Leib — die Mohnblume floß vor ihm wie ein großer Blutstropfen hin und her im dem brodelnden Wasser.

Ein oder zwei Minuten verliefen, Yoshivara ging prüfend links und rechts um die Tiefe festzustellen.

Jetzt war er am Ufer angekommen. Das Schießen hörte auf, weil die Russen ihn nicht mehr sehen konnten. Der steile Abhang verdeckte ihn, und er lief schnell und leicht den Abhang hinauf.

Ein klagendes Seufzen der Kameraden ließ sich hören — und ein bißchen weiter rechts und links im Walde sah man zwei angstweiße Mädchengesichter — daoben, versteckt hinter einem Busch lag ein russischer Soldat und zielte auf den Korporal.

Der Kapitän hob seine Hand mit der kleinen Signaltrompete, als wollte er, unabgesehen von allen Ordern, die Ruhe geboten, das Feuer eröffnen, und er griff Katomos Arm gewaltig und fest —

„Ah, Korporal Yoshivara" — sagte er ohne es zu wissen.

Katomo, der Premierleutnant, versuchte sein Gesicht wegzudrehen, um nicht zu sehen, was geschehen mußte, aber er konnte seine Augen nicht losreißen.

Der Russe drehte seine Flinte, Yoshivara hatte eine andere Richtung eingeschlagen, die Sonne fiel auf die glänzenden Mündung und ließ sie funkeln wie ein Brillant.

Es gab ein Ruck in dem Korporal, er sah es funkeln und wußte sofort, was es war. Blitzschnell machte er ein paar Seitensprünge, und die Kameraden sahen, wie die Muskeln in seinem Körper sich spannten zu einer gewaltigen Bewegung. Die Soldaten hoben sich zur Hälfte auf und folgten mit halbgeöffneten Münden atemlos dem Auftritt.

Und mit einem Mal war der schöne Korporal über den Russen — wie ein Tiger durch die Luft gesprungen. Er schwang die Flinte des Russen über seinem Kopf und ließ die Waffe herunterfallen auf die weiße Stirn des Feindes. Es war ein Murmeln in der Kompagnie, die Leute mußten sich alle zusammennehmen, um nicht in Jauchzen auszubrechen. Die wußten alle, wenn der Russe Yoshivara getötet hätte, hätten sie alle geschossen, um ihn zu rächen.

Aber jetzt klang das Signalhorn, es war neun Uhr. Der Kapitän lief über die Schießkette, schwang seinen Säbel über den Kopf und brüllte. „Vorwärts". In einem Nu war die Kompagnie gefolgt, und wie mit einen Riesenlachen fingen die russischen Kanonen an zu schießen. Auf dem feindlichem Ufer lag der Korporal und schoß mit der russischen Flinte lächelnd vor Freude auf die Feinde.

Die Kompanie watete schnell durch das Wasser mit den Waffen über dem Kopf.

Alle ihre Gedanken waren bei Yoshivara. Aber er drehte seinen Kopf und lächelte den Kameraden zu, ließ den heißen Sand über seinen Bauch und die Beine rieseln. Er winkte übermütig lachend mit dem nackten Fuß. „Halt" — brüllte der Kapitän, der zuerst oben war. Seine Brust wogte nach dem schnellen Lauf. Er nickte lächelnd seinem Korporal zu.

„Schußkette. — Magazin — Schießen —" kommandierte er, und die Sektionsführer wiederholten mit ihren heißen Stimmen „Schießen".

„Schießen" — brüllte Yoshivara lachend, und steckte neue russische Patronen in seine russische Flinte. Er nahm lange und genau Sicht. Sein Körper lag ganz ruhig mit allen Nerven sicher, bis der Schuß abgegangen war.

Der Lärm und das Schießen berauschte wie Wein. Man wurde ganz betäubt und taumlig davon.

Der Gemeine 87 hob sich ein bißchen, warf seine Flinte hinter sich und fiel Hals über Kopf den Abhang herunter. Sein Seitenmann hob den Kopf um ihm nachzusehen. Man hörte etwas Hartes — wie ein Stockschlag auf festes Fleisch — und sein Kopf fiel herunter mit gespaltenen Schläfen.

Yoshivara konnte sehen, daß links, wo die beiden anderen Regimentern standen, scharf geschossen wurde. Er lud seine Flinte wieder und schoß. Ein Schuß schlug in die Erde neben ihn, das Projektil fiel auf einen Stein und ging mit einem tiefen Brummen in der Luft gerade über Yoshivaras Kopf. Seine Augen wurde ganz voll Staub.

Er lächelte und entfernte ihn mit einer Handbewegung.

Man hörte die Signaltrompete des Kompagniechefs, sie hatte einen engen Ton. Und gleich darauf die schreienden Töne von den Sektionsführern. Es ging wie zitternder Stahldraht durch die Gehirne.

„Halt" — riefen die Führer. Das Schießen hielt mit einmal auf, es war als wäre nicht ein Mann am Leben. Die Stille ging wie ein Surren im Kopf. „In Gruppen. 40 Meter vorwärts"! — kommandierte der Chef mit lauter Stimme — „rechter Flügel fängt an!"

Premierleutnant Katomos Abteil lag rechts. Er hob seinen Kopf und rief: „Rechte Sektion, 40 Meter Sprungmarsch. Vorwärts . . . ." Sein Kopf fiel mit einem Ruck auf die Erde. Das schwarze Loch in seiner Stirn wurde langsam gefüllt mit Sand, der sich mit dem Blut mischte.

„Schießen" — kommandierte der Kapitän. Die drei linken Abteilungen schossen, um die Kameraden zu decken, die vorwärts liefen. Der Sergeant, der neben Katomo lag, warf einen Blick um sich und rief: „Vorwärts!" — Acht — neun Mann fingen an zu laufen. Einer suchte sich zu heben, aber sank mit einem Schrei zurück. Ein anderer hob einen Augenblick seine Hand. Zwei lagen unbeweglich da, und Katomo sah aus, als schliefe er.

Wieder rief der Sergeant: „Vor—wärts"! — und wieder liefen zehn Mann. —

Ungefähr um ein Uhr waren die Russen zurückgedrängt, und erst dann hatte Yoshivara Zeit sich anzuziehen. Die Haut hing in Fetzen über seinen ganzen Körper. Nur die Kniee waren hautlos, weil er auf ihnen beim Schießen gelegen hatte.

„Na"! — sagte der Kapitän, und kniff den Korporal ins Ohr, das so klein wie ein Frauenohr war, „es ist wohl was ganz Neues für Sie, in Kleidern zu gehen nicht wahr?" Er lächelte. „Aber wenn Sie nochmals solche Tanzvorstellungen geben mitten im Dienst so . . . ." er sagte nichts mehr, um die Drohung schärfer zu machen. „Daß Sie ein tüchtiger flinker Unteroffizier sind, das wußten wir ja alle. Na, jetzt ins Glied!" — sagte er und lächelte dem kecken frohen Gesicht Yoshivaras zu. — —

Die Kompanie sollte in der eroberten Stellung bivakieren, diese Nacht. Der kleine Secondeleutnant, der morgen nach Katomo Premierleutnant werden sollte, ging herum und plazierte Posten.

Natürlich fehlte Yoshivara beim Appell. Er hatte von seinem Sektionsführer Erlaubnis bekommen, sich einen Augenblick zu entfernen. Als Ohashi dies meldete, lachten alle Unteroffiziere. „Na, dann kommt er wohl gleich wieder," sagte der kleine Leutnant, der zu jung war und nicht mitzulachen wagte, „er braucht sich nicht zu melden, wenn er wiederkommt."

Später, abends, als die Offiziere zusammen aßen, alles war Frieden, die Feinde weit weg, wurde nur von Yoshivara gesprochen. Yoshivara, der vier Stunden ganz nackt gekämpft hatte. Sein Kapitän ging herum strahlend und lächelnd und erzählte und gab Mitteilungen. „Ah"! — sagte er seufzend einen Augenblick, als er sich Katomos erinnerte, Premierleutnant Katomos, der viele Jahre in seiner Kompanie gewesen war, der tüchtigste Offizier, den er gekannt hatte. „Katomo sagte, daß ein paar Mädelchens auch im Walde lagen und ihm nachsahen. Ich weiß nicht, von wem er es hatte, aber" — der Kapitän schwieg einen Augenblick, bog sich heran und flüsterte in Kapitän Hoksais Ohr: „wissen Sie, lieber Kapitän, wenn Sie wüßten wie die Mädels ihm nachliefen, so wären Sie auch sicher, daß die Mädels ihm nachgesehn hätten. Er war natürlich weg die ganze vorige Nacht. Und dann wollten sie ihn sicher noch mal sehen. Ha, ha, ha!"

Am nächsten Morgen, zehn Minuten nach fünf Uhr, stand der Kapitän auf dem Bivakplatz und sprach mit dem kleinen Leutnant; inzwischen lief der Stabsergeant hin und her und zählte die Gemeinen.

„Natürlich"! — sagte der Kapitän ohne zu hören was der Leutnant sagte — seine Gedanken waren bei dem gefallenen Katomo, dann glitten sie über zu Korporal Yoshivara und seine Augen suchten ihn im Glied.

Der Leutnant sprach weiter, jetzt über den Patronenvorrat der Mannschaft: „Sie bekommen wohl wie immer je 160"? — fragte er.

„Ja!" — der Chef wachte auf aus seinen Gedanken — „Jeder bekommt 160!" In der Kompanie wurde Order gegeben und kommandiert, der Stabsergeant sah in seinem Notizbuch nach, ob die Zahl stimmte.

„Sehen Sie — — — den Held, wie?" fragte der Kapitän lächelnd. Gestern Abend hatten alle Offiziere Yoshivara „den nackten Held" genannt, und bei Gott, er hatte es verdient, dachte der Chef.

Sie sahen alle beide in die Reihen und versuchten den Korporal zu entdecken. Auch der Stabsergeant sah aus, als suchte er jemand.

Der Kapitän bekam eine Idee und rief mit zusammengezogenen Augenbrauen: „Stabsergeant!" — ging ein paar Schritte vorwärts und rief nochmals — „Stabsergeant"!

Der weißhaarige Unteroffizier kam schwerfällig laufend zu dem Kapitän und machte Honneur —:

„Ja!" — sagte er, noch ehe er herangekommen war — „Es ist — — — es ist — — — der Korporal."

„Ist er nicht hier?" — der Kapitän ließ seine Augen über die Schulter des Stabsergeants zur Kompagnie gleiten. Der Unteroffizier schüttelte seinen Kopf und sagte halblaut in eigentümlich trostlosem Tone: „Nein, er ist nicht hier, ich glaube — — er war auch nicht hier heute Nacht." „Na, so was, der" — — — der Kapitän kniff die Lippen zusammen — „Also er war wieder weg!" —

Es war keine Zeit zu verlieren. In fünfundzwanzig Minuten sollte das Bataillon fertig auf dem Sammelplatz sein. Vorher sollten die Patronen verteilt werden, aber mit guten Willen —

Der Kapitän ließ die Mannschaft sich rühren, zehn Minuten — als Grund gab er an, er hätte die Zeit ein bißchen reichlich ausgerechnet. Während der zehn Minuten könnten sie machen, was sie wollten, sagte er.

Sie verstanden ihn alle, und in einer Minute waren sie alle verteilt im Wald.

Der Kapitän und der kleine Leutnant standen mit Gesichtern, die mit einmal so müde aussahen, neben einander.

„Unser kleiner Held!" sagte der Kapitän und versuchte zu lächeln — „Er liegt wohl noch irgendwo herum und schläft, der Schurke!"

Dann kam der Stabsergeant von der Waldkante heraus. Der Kapitän sah ihn und lief gefolgt von dem Leutnant den Abhang herunter. Sie wateten durch das Bächlein und krochen pustend auf die andere Seite.

„Haben Sie ihn gefunden?" rief der Kapitän schnell. Der Stabsergeant gab keine Antwort, hob nur die Hände und ließ sie wieder herunterfallen. Sie fragten nicht mehr, folgten ihm nur schnell, die Zweige zurückbiegend, um vorwärts zu kommen.

Da drin war eine kleine Oeffnung, so groß wie ein Stübchen. Hier lag Yoshivara — der schöne Korporal. Sein Hals war durchgeschnitten. Ueber seinem Gesicht, um seinen Mund und um die schönen großen Augen lag noch das helle leuchtende

Lächeln, womit er im Dunkeln die Frau betrachtet haben mochte, die er umfangen hatte. Seine Haut war nur ganz wenig blasser — wie eine Blume nach einer kalten Nacht.

Sie lag ein paar Schritt davon, die Kleider in Unordnung. Mitten im Leib eins von diesen breiten Messern, die die mandschurischen Frauen brauchen um Stroh zu schneiden. Ihr Gesicht war wie gespalten vor Angst und Schmerz. Ueber Mund und Kinn lag ein großer Blutstropfen. Es sah aus wie Siegellack auf Pergament.

Der Kapitän stand mit gesenktem Kopf. Seine Schultern zitterten. Dann fiel der Stabsergeant nieder und umfaßte die Kniee des Kapitäns: „Ah, unser kleiner goldner Held"! — er schluchzte laut.

Eine Sekunde suchte der Kapitän sich stramm zu halten, dann hob er seine Hände vor das Gesicht und die Tränen flossen durch die Finger — „Ja, unser goldner kleiner Held!" — sagte er und schluchzte in jedem Wort.

*

Aus der Novellensammlung „Die roten Namen" / Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Nell Walden / Ueber die Bedeutung von Aage von Kohl, dieses ganz großen Künstlers, soll hier bald geschrieben werden. H. W.

Rosa die schöne Schutzmannsfrau

Von Mynona

Kennt ihr die trüben Stunden, wo der Schutzmann stundenlang nachts im Regen steht, während seine Frau —?

Aber ganz anders war Rosa, die bildschöne Schutzmannsfrau. Warum? Warum war sie so anders? Es lag gewiß nicht an den Umständen; es lag in ihr drinn. Und ganz gewiß nicht an ihrem Manne, einem Burschen von altem — sagen wir, Schrot und Korn, den Rosa liebte. Aber ein bessrer Frauenkenner (mit Glück im Auge) sagte mir mal: die Frau ist ein holdes Geheimnis. Und als ich ihm nicht Unrecht gab, setzte er hinzu: entschleiern Sie sie nur äußerlich, nie seelisch! Dann sagte er noch was von Schiller, ein Zitat, ich habe es vergessen, es wird mir unvergeßlich sein! Inzwischen ging Rosa aus, und — glauben Sie mir! — sie ging so schön, daß einem uralten Invaliden das Maul aufschnappte, worauf auch seine Pfeife invalide wurde. Rosa ging über naßspiegelnden Asphalt; sie ging durch eine prachtvolle Passage, sie überschritt mit hochgerafftem Rock den Fahrdamm. Und an der Ecke stand der Mensch, der sie liebte, nicht ihr Mann, aber auch ein Mann.

Diesem Mann drang beim Anblick der duftig daherschreitenden Rosa (sie ging nicht wie Damen einig mit sich selbst, auch nicht wie Halbweltlerinnen problematisch, erst recht nicht wie das viel zu bekannte Mädchen aus dem Volke, wissen Sie, drall und allegro; sondern ging, ich kann es nicht anders sagen: wie das Gehen selber in eigner Person) drang also eine Träne ins Auge. Verführerischer wäre im allgemeinen ein Monokel gewesen, aber das erzieht zur Selbstbeherrschung, und der Mann hatte weder sie noch es. Rosa bemerkte nicht sobald den Mann, als sie auf ihn zueilte und eifrig auf ihn einsprach:

„Alles würd' ich für Sie tun, alles! Sagen Sie nichts, ich verstehe Sie. Aber Sie verstehen mich nicht, Sie ahnen nicht, was ich leide — und wie glücklich ich trotzdem bin. Sagen Sie nichts! Mein Mann hat Dienst, es regnet, er steht in der Nässe, ist Schutzmann. Es ist nicht das! Aber ich komme nicht drüber weg. Ach! Ich bin ihm noch treuer, wenn er nicht bei mir ist. Ich weiß, Sie lieben mich. Es ist keine Gefahr — o mein Gott! Wir könnten uns besitzen. Gewiß! und es ist mir innerlich unmöglich: nicht als Ehe-, sondern als Schutzmannsfrau. Ich liebe Sie — wenn Sie das tröstet! Mich kann nichts trösten, ich bin schlimmer dran als eine Nonne, denn die kann ihr Gelübde abschwören, ich bin durch mich selbst gebunden."

Ich erinnere mich, daß der Mann zwei Beine hatte, die gerieten während der Worte Rosas in ein eigentümliches Zappeln. Bald stand er auf dem rechten, bald auf dem linken, er nahm auch den Hut ab und fuhr mit der Hand durch sein reiches volles brünettes Haar. Er stand seelisch auf dem Kopf, er seufzte wie ein träumendes Waldvögelein, er schlug sich mit dem Spazierstock auf die Waden, er rollte die Augen wie Nero beim Brande Roms. Indem schloß Rosa so:

„Begreifen Sie mich doch! Ich habe ja schon als kleines Kind, wenn ich einen Schutzmann sah, Konvulsionen bekommen. Ich weiß doch nicht, ob es allen so geht? Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, diese Uniform erst macht mich zum Weibe, zu etwas Weichem, Bleichem, Zitterndem, Ueberwältigtem."

Dem Manne ging ein Licht auf, er ahnte so was wie die Geburt der Uniform aus dem Geiste der Erotik. Dann fragte er plötzlich eiskalt:

„Und wenn ich hinginge und wagte es und zöge mir so eine Uniform an? Und sage: was hat denn dein Mann vor dem Rest voraus?"

Rosa zog ihre Venusnase kraus: „Vorher rein gar nichts — aber jetzt alles, alles! Als ich einen nahm, war's mit allen andern aus — ja, wenn er uns den Gefallen täte und mich zur Witwe machte — das könnte ich nicht mehr vergessen! Es ist ja keine Liebe, Liebe ist ja dagegen was Blödes, ich bin diese bestimmte Schutzmannsfrau aus allen Leibes- und Seelenkräften. Ich bin's und bleib's."

Der Mann taumelte wie Goliath, als er von Davids Schleuder getroffen . . . na, Sie wissen ja. Er fiel aber nicht hin, er schrie so laut, daß ein Schutzmann herbeikam. Er schrie wie ein Tobsüchtiger: „Aber das ist ja Wahnsinn! Das muß man ja in der Hypnose wegsuggerieren lassen! Das ist ja irgend was psychoanalytisch ganz leicht zu Ermittelndes. Ih da muß ich doch gleich mal an Freud selbst nach Wien —"

Weiter kam er nicht, eine der fast jedem Inländer wohlbekannten schweren Hände legte sich auf seine zuckende Schulter: „Das werden Sie nicht!" sagte Rosas Eheschutzmann, er war es nämlich. „Sie werden sich gefälligst ruhig und sittsam entfernen. Um meine Frau ist mir nicht bange. Die liebt jeder, und sie liebt jeden. Widerstände gibts da nicht in der Liebe. Sie ist jung, schön und feurig — sehn Sie ja! Es steckt aber in ihr! Haben Sie ja gehört. Und nu Schluß! Ich bin oft nicht zu Hause, ich kann Sie ja nicht hindern, — aber ich bin eben stärker vor Hörnern beschützt. Sie würde die Ehe ohne weiteres brechen, aber nicht diese; die ist durch das, was Sie eben Wahnsinn genannt haben, so gesichert, daß ich selbst — es kommen einem ja manchmal so Gedanken — es nicht ändern könnte. Nanu Adieu!"

Er marschierte mit Rosa ab. Der Mann wie benommen in der konträren Richtung. Er hat Rosa nie wiedergesehn. Er hat sich die Liebe zu ihr nie aus dem Herzen reißen können. Es war noch viel später (in Straßburg vor'm Münster), als er trüb vor sich hin murmelte: „Rosa, du holdes Geheimnis! Du Sphinx aller Gensdarmerie!"

„Mensch," sagte jemand, als ich ihm das erzählte, „pfui! Verdräng deine Vorstellungen geschickter!" Ach ja! Ueber die Sphinx sollte jeder den Mund noch besser halten als sie selber. „Und nennen Sie mein Maul nicht Mund!" unterbrach die Sphinx ihr meilenlanges Schweigen.

Paris

à Guillaume Apollinaire
avec mille remerciments pour „Zône"

Nämlich —
Paris liegt gar nicht an der Seine.
Dieser seit Cäsars Zeit restierende Irrtum
muß endlich wettgemacht werden.
Paris liegt einfach am Bayrischen Platz
zu Berlin.
Und sein sogenanter Seinepräfekt heißt ebenso einfach
Karl Scholz.
Paris läge sogar an der Ecke der Grunewaldstraße,
wenn er nicht von Loeser und Wolff die zwölftausend Em Abstand
bekommen und fein auf der Deutschen Bank jetzt zu liegen hätte.

Karl Scholz läßt uns alle Abende die Trikolore hissen
aus Bickbeer-Brandy,
Eiskümmel
und Cassis.
Jedwede dieser bunten Flaschen ist ein Arrondissement,
in das du ganz nach deinem Goût eintauchen kannst,
und trägt ein Namensschild mit Versen von Apollinaire.
Aus jedem Rülps ballt sich
zwei
drei
die Marseillaise.
Chauffeure hupen rot die Internationale.

Da ist auch Fräulein Trudchen Scholz
mit den Lutetia-Händen,
in denen beiden ich die Rue de Rivoli
drei Kilometer
von der Place de la Concorde
bis zur Place de la Bastille
als Lebenslinie hold sich strecken seh.
In deinem linken Auge flimmert Monico,
im rechten locken dunkler die Cavreux des Innocents,
und drunter blauen schattend —
o! —
die Wälder von Saint Cloud,
von Fontenay-aux-Roses und Robinson,
die scharf dein schmaler Nasenbug durchschneidet,
schmal wie der Rücken jener Eselin Léonie
auf der sich Resi ihren wüsten Wolf ritt. Merde!
Dann deine Brüste: Pantheon und Sacré-Coeur.
Die Beine sind ein Säulenpaar der Madeleine.
Ja, Trudchen Scholz,
das alles war dir wohl nicht ganz bewußt!
Soll ich noch deinem Parc Monceau lobsingen,
daß Josephinens Marmorbad in Malmaison dein Nabel ist?

In Resi Langers kleiner Handtasche,
zwischen Haarnadeln, Lippenpomade,
Puder- und P.P.-Paper,
findest du den ganzen Louvre,
allerdings ohne die Musée des antiquités asiatiques,
die Dr. Ary B. im Portefeuille trägt.

Rudolf Leonhards Neese stellt den Arc de Triomphe erheblich in den Schatten.
In seinem Herzen ruht Napoleon angelisch.
Fritz Max Cahén
(méfiez-vous des contrefaçons Fanale-Vetter und so!)
hat viele blaue Tauben im Luxembourg seiner Haare.

Ernst Wilhelm Lotz mit seinen schönen Raubtierflecken
läßt die Galeries des animaux vivants
du Jardin des Plantes
aufbrüllen.
Oben auf dem Buffet ist der Père-Lachaise
von fünfundzwanzigtausend Zigarrenkisten,
mit Titelbildern von Matisse und Picasso,
nur eines ist von Marie Laurençin.
Fledermäuse und Motten huschen schnurks als Camelots
durch die Zimmerlinden, durch die Oleander.
Zur Sorbonne weisen Hände,
hier „Für Herren",
dort „Für Damen".
Dazwischen kippt ein buntes Hürchen
ihren diesbezüglichen „Leichenwagen mit Troddeln".
Ein Hafer-Motor grinst über seine Bilz hinweg.
Ein neurasthenischer Nußknacker aus Rixdorf, pardon Neukölln,
wiegt reichlich Magic City und Luna-Parc auf.
Ein Bürger, eisbeinschmatzend, wird zum Mont Valérien,
um den die Junikäfer — hei! — Aëroplane kreisen,
die Böen unsrer Zigaretten heldenhaft bestehen.

Ich glühe tief und weiß:
ich bin der Eiffelturm!
Ich fühl in mir den Fahrstuhl auf und nieder schweben.
Mehr als einmal ist es eine sächsische Reisegesellschaft.
Ich empfange dankbar drahtlose Depeschen
aus Kanada,
Timbuktu,
Nauen
und Adrianopel.
Die liebe Mitwelt sorgt ganz mütterlich für Sensationen:
Nicht wahr? Paris liegt gar nicht an der Seine!

Alfred Richard Meyer

Die Schwermut des Genießers

Roman

Von Artur Babilotte

Fortsetzung

Er erkannte, daß sich alles rundete und zu einem vollendeten Ganzen zusammenschloß und daß der Schmerz, den ihm der in der Nacht aufklingelnde, gramvolle Erinnerungen weckende Schritt bereitet, notwendig war, um die Formen neuen Erlebens um eine neue Form zu bereichern. Er war in dieser Stunde hellsehend, indem er den Zusammenhang alles Geschehens erfaßte. Zum ersten Male hatte er das Gefühl, daß nun auch ihn dieser große weitausgreifende Kampf erwarte, daß diese kleine Stadt in ihrer nüchternen Behäbigkeit sein erster Gegner sein werde. Er erinnerte sich aller Worte des Redakteurs und erkannte, daß dieser kalte Mann nicht als Einzelner zu ihm gesprochen, sondern als Vertreter der Stadt, die da taleingebettet lag in Nacht und Schwüle.

Der Furchtbarste unter diesen Menschen ist Redakteur Todt, wiederholt der Arbeiter, während sie zwischen die ersten Häuser traten. Er lenkt alle. Aber keiner gibt es zu, obwohl es alle wissen.

Der Arbeiter erzählte weiter. Die Sehnsucht des Menschen, der stets an der Kunst vorübergehen mußte, klang in seinen Worten. Sie glühte wie ein Feuer, das aufflammen möchte und doch von einer stärkeren Macht niedergehalten wird. Er hatte etwas verschüchtert zärtliches in seinem Wesen; keine seiner Bewegungen war eckig und hart; als hätte der unermüdliche Lerndrang, dem er trotz schwerer körperlicher Arbeit nachgab, auch auf sein Aeußeres Einfluß ausgeübt. Die Züge seines Gesichtes, von Natur grobgeschnitten und ohne edle Linien, waren durch die Sehnsucht reiner und schöner geworden. Er erkannte die Gelassenheit, mit der der Künstler auf das Suchen und Verlangen der Menschen hinsah; und erkannte die Entschlossenheit, mit der er selbst seinem Ziele entgegenfieberte.

Während sie durch die gerade, häuserbezeilte Straße, die sich langsam in die eigentliche Stadt senkte, schritten, erzählte der Arbeiter vom Konservatorium.

Vor sechs Jahren dachte hier noch keiner daran, daß die Musik eines Tages ihren Einzug in die Stadt halten würde. Wir hatten schon damals einen Turnverein mit eigener Musikkapelle, und auch die Feuerwehr musizierte, wenn sie ihren Jahrestag feierte. Redakteur Todt war der Gründer dieser Kapellen, er schrieb ihnen vor, was sie spielen sollten. Märsche, Tänze. Die große Trommel spielte immer. Ich habe einige Monate teilgenommen. Ich fragte den Redakteur, warum wir keine wertvolleren Sachen spielten . . . Stücke aus Opern, Sonaten von großen Meistern, von denen ich gelesen hatte. Er lachte mich aus. Das, was wir in der Stadt spielten, das wäre die einzige Musik, die Berechtigung hätte. Sie mache dem Volk Vergnügen . . . und das sei der Zweck der Musik. Ich weiß ja nicht, ob er damit Recht hat . . aber ich hatte das Gefühl, die Musik sei doch zu was andern da, und darum trat ich aus. Das war vor sechs Jahren. Seit damals betrachtete mich der Redakteur mit mißtrauischen Augen. Bald darauf sind wir offene Gegner geworden.

Er besann sich und nahm die Erzählung vom Konservatorium wieder auf. Von den Opfern, die es den Gründern im Laufe der fünf Jahre seines Bestehens gekostet hatte; von der Tapferkeit, mit der alle Hindernisse überwunden wurden.

Da hab ich verstehen gelernt, sagte er in ehrlicher Freude, daß diejenigen, die Anhänger der neuen Musik sind, nicht mit einem Schimpfen abgetan werden dürfen. Ihre Absichten sind gut; ich hab sie in diesen fünf Jahren kennen gelernt. In keinem Konzert hab ich gefehlt, und je mehr der Redakteur in der Zeitung über die höhere Musik geschimpft hat, umso fester hab ich an sie geglaubt. Alles Toben hat ihm nichts genützt. Die Reichen gehen gern in die Konzerte, weil sie hier sonst nichts haben und die Armen können nicht hineingehen, selbst wenn der Redakteur es ihnen anraten würde. Hier ist er machtlos. Das Konservatorium ist das Stärkste in der Stadt: es kümmert sich um keinen und geht seinen Weg. Es kommt mir immer vor wie ein fester Turm zwischen armseligen Hütten.

Er begann, sich sicherer zu fühlen. Die Scheu vor dem Höherstehenden, die seine Worte und Bewegungen bisher gedämpft hatte, verminderte sich, gab die Gefühle und Gebärden des Arbeiters frei.

Aus der Unermüdlichkeit, mit der der Direktor dem Konservatorium vorstand, schlug die Begeisterung immer größere Kreise, indem sie alle, die mit dem Konservatorium in Berührung kamen, an sich zog: die Lehrer; die hervorragenden Schüler, die weniger fähigen; die Reichen, die alle Konzerte besuchten; die andern, die draußen in der Welt lebten und Anteil nahmen an seinem Gedeihen. Wie eine breite, majestätisch nach allen Seiten ausgreifende Ueberschwemmung flutete die elementare Freude des Arbeiters. Er lebte nur für das arme Volk, er arbeitete sich durch hundert und aberhundert Bücher der Politik hindurch, um das Bestehende kennen zu lernen und nach ihm das Zukünftige zu richten, wie es ihm gut schien. Aber, ihm unbewußt, glühte noch eine andere Begeisterung in ihm, die Begeisterung für die Musik. Sein Wesen trug Knospen künstlerischer Schönheit. Es war die Schönheit einer Arbeiterseele, die, in Not gefesselt, nach Freude verlangt.

Der Künstler erkannte das Hauptmotiv im Leben dieses schlichten Suchers. Und indem er dies erkannte, ergriff ihn ein leises Schuldbewußtsein.

Er hatte gelebt in dem ewigen Rausch eines fruchtbaren Schaffens und immer das Ziel im Auge gehabt: den Menschen das neue Kunstwerk zu schenken. Aber in diesem Rausch und in dieser Hoffnung hatte er vergessen, die, die er so reich beschenken wollte, kennen zu lernen, sie zu fragen, ob sie denn sein Werk auch haben möchten. — In hartem Hochmut hatte er einsam sein Werk geschaffen, — die Erinnerung daran, daß unter den Menschen jeder seine andern heiligen Wünsche hegte, machte ihn unzufrieden mit sich selbst. Viele anklagende Stimmen stürzten auf ihn ein. Die Briefe des Vaters begannen in ihm zu tönen, diese knurrigen, nörgelnden Briefe eines Mannes, der seinem einzigen Sohn den sonderbaren Wunsch nach der Kunst nur erfüllte, weil er ihn für den letzten hielt. In diesen Briefen grollte der Zorn über den „Musikanten" und lachte die Freude über den gesunden Sohn. Und alle die mahnenden Stimmen derer, die es gut mit ihm meinten; ratende, streichelnde, bittende Stimmen, die meinten, er müsse seinen überspannten Träumen entsagen, wenn er in der Welt vorwärts kommen wollte. All das Achselzucken und Spottlächeln derer, die ihn nicht verstanden. Alles was er je Unangenehmes erlitten hatte, vereinigte sich, um die Qual dieser Stunde noch schrecklicher zu machen. Ja, dieser Arbeiter war gekommen, im Namen des Volkes Gericht über ihn zu halten, weil er im Egoismus des Künstlers nie tatkräftig der Not des Volkes gedacht hatte. Und bald würden wohl die andern kommen, die Bauern, die Bürger, die Aristokraten. Und die Menschheit, der er das Heil seiner Kunst bringen wollte, die würde ihm entgegen schreien: Was soll uns deine Kunst? Gib uns unsere Kunst, die Kunst, die wir haben wollen, und die wir haben müssen! Alles vereinigte sich in dieser Sommerabendstunde, um ihn mutlos zu machen. Er wehrte sich dagegen, aber alle Kraft war zu schwach. Jetzt hatte jener anklagende Blick aus großen Arbeiteraugen eine Stimme gewonnen, um ihm seine Schuld in die Seele zu schreien. Dies war seine Sünde gewesen: dem Ruf, den jener Arbeiterschritt in der Nacht geweckt hatte, nicht gefolgt zu sein. Statt hinter ihm her zu schreiten, hatte er ihn langsam verklingen lassen in empfindsamem Egoismus, in dem Abscheu vor dem brutalen Erinnertwerden an die Not der andern. In der Qual dieser Stunde vergaß er, daß der Künstler außerhalb der andern stehen muß, wenn er ihnen Erlösung bringen will. Er gab sich ganz dem Mitleid hin, der heimlichen Sehnsucht in den Worten und Gedanken des Arbeiters. Dieses Mitleid war wie eine große Hand, die unbarmherzig alle freien Gedanken, alle tiefe Freude an neuem Schaffen, alles glückselige, fördernde Unbekümmertheit zusammenraffte und zwischen ihren plumpen Fingern gefangen hielt.

Fortsetzung folgt.

Oratio pro Domo

Trotz der Vielfalt der Erscheinungen, aus denen die heutige Malerei sich zusammensetzt, scheinen meine (mit Verlaub) eigenen Bilder noch erfolgreich als „abnorm“ betrachtet werden zu können. Da diese Bezeichnung keinerlei Urteil über deren Wert enthält, möchte ich sie hiermit zurückweisen. Auch ist zu konstatieren, daß die Bewußtheit der bildenden Künstler ein vielfach gefürchtetes, doch unleugbares Zeichen dieser Zeit ist.

Wenn zugegeben wird, daß die moderne Malerei nach einer Periode des Realismus sich wieder in „dekorativer“ Richtung entwickelt, ist damit noch nicht untersucht, welche Idee in dem Komplex, der mit diesem Worte angedeutet wird, die primäre und dominierende ist, der sich die andern unterordnen, und unterzuordnen haben. So ist es klar, daß in der öffentlichen Kunstbetrachtung allerlei Nebenbegriffe den Hauptbegriff bis zur Unsichtbarkeit umhüllt haben, und da, hier wie überall, halbe Wahrheiten ganze Irrtümer sind, ist des Geschwätzes viel. Das unglückselige Wort „dekorative Kunst“ selbst verdankt einem solchen Irrtum seine Entstehung; sodaß man jetzt allerorts annimmt, der Begriff „dekorative Kunst“ beziehe sich ausschließlich auf die „Dekoration“ der Wandflächen. Wie oft wurde Hodler vorgeworfen, seine Gemälde seien nur als Frescos denkbar, und als Tafelbilder sinnlos! Es wird auch der in diesem Sinne unrichtige Gegensatz aufgestellt: es sei die „realistische“ Kunst ihrer Erscheinung nach Fläche-vertiefend; die „dekorative“ dagegen Fläche-abschließend. Auch wird wohl „dekorativ“ mit „stilisiert“ identifiziert, indem man meint, das Charakteristische beider sei eine „Vereinfachung“ der Wirklichkeit.

Wenn man den Begriff „dekorativ“ als historisch notwendigen Gegensatz des an sich klareren Begriffes „realistisch“ verwenden will, muß festgestellt werden, mit welchem bestimmten wirklichen Verhältnis er sich verbunden hat:

In schärfstem Gegensatz zu einer Kunstübung, deren Ideal mehr oder weniger das „Loch in der Wand“ ist, stellt sich in der Geschichte, im Kleinen wie im Großen, eine andere (trotz einer steten Wechselwirkung beider, die verhindert, daß jemals eine der beiden sich rein verwirklicht). Sie sucht nicht den flüchtigen Eindruck des Auges im Kunstwerk zu beständigen. Sie faßt das essentielle einer unendlichen Anzahl solcher Eindrücke in einem „Bild“ zusammen; um so für einen Augenblick die ganze Vielfalt der Gesichte dieser Welt — die schon immer die Weisen dem Demiurgos als groben Fehler angerechnet haben — zur ursprünglichen Einheit zurückzuzwingen. Wenn das „Symbol“ nicht schon vorher — wie in der Regel — zur leeren Allegorie erstarrt, entwickelt es sich zuletzt notwendig zur „Hieroglyphe“, indem die schematische Abbildung der typischen Form eines Dinges gleichsam dessen sichtbarer Name wird (Egypten).

Es sind die „Futuristen“, die, was ich eben „Hieroglyphe“ nannte, als „Ligne-force“ suchen. Und mancher Futurist ist dieser Verbildlichung der Wirklichkeit nahe gekommen (Boccioni: „Les Adieux“). Auch manches Werk der großen kunstgewerblichen Bewegung, die der Wiederauflebung der Bildenden Künste voranging, bedeutet ähnliches.

Der Gegensatz realistischer und (nennen wir es auch ferner, unter Berücksichtigung des Vorhergehenden) „dekorativer“ Kunst ist technisch so zu formulieren: der realistische Künstler sieht was er bildet, der „dekorative“ weiß es. (Schon die letztvergangene Impressionistische Periode liefert in dieser Beziehung Beispiele: in wie mancher Zeichnung jener Zeit wird eine ferne Wiese, von der man gewiß keinen Grashalm sehen konnte, durch viele kleine lotrechte (also grashalmförmige) Striche als solche gekennzeichnet, eben weil Künstler und Zuschauer sich durch dies, stillschweigend angenommene, Zeichen verständigen konnten.) Damit ist aber durchaus nicht geleugnet — da sei Gott wider! — daß die „dekorative“ Kunst nicht visionär sein kann und muß. Ich will den Zusammenhang beim Schaffen eines Kunstwerks zwischen Theorie und Intuition nicht untersuchen, es genügt zu bemerken: das Bewußte (und jetzt mehr als je) ist eine notwendige Grundlage des Werkes, niemals mehr.

Aber einem Künstler, der etwas Absolutes wiederzugeben sucht, paßt es kaum, zu tasten bis er die reinste Wiedergabe seines „Gesichtes“ gefunden hat: er muß auch in dieser Beziehung wissen, was er malt, was er malen will. Es muß jetzt zu Ende gehen mit der impressionistischen „Touche“; mag es auch manchen schmerzen, wie mich, dem niedergepeitschten oder schweifenden Strich der fetten Oelfarbe und dem nebligen Laube des verwaschenen Aquarells zu entsagen! Keine zufälligen Schönheiten einer billigen „Peinture“ dürfen die primordiale Einfachheit unserer Wiedergabe beflecken: schmeichelhaft kann es nur sein, wenn man uns „Glasmalerei“ vorwirft.

Laag-Soeren / Holland **E. Wichman**

Der Fall Bernd Isemann

Der provinzielle Auch-Dichter Bernd Isemann hat gegen den „Tod in Venedig“ einen Angriff geschrieben, den zu parieren Thomas Mann unendlich schwer fallen dürfte. Nicht als ob die Schrift so übergescheit wäre oder von einer Bosheit, die durch Ueberlegenheit lähmt. Ganz im Gegenteil. Aber das entmutigend Fatale liegt in den trüben menschlichen Akzenten des Elaborats: In diesem subalternen Loskeuchen, in diesem hausbackenen Rechthabenwollen, in dieser platten Viereckigkeit des Denkvermögens, in dieser ganzen hoffnungslosen, biederen belfernden Geisttölpelei.

Was soll man antworten, wenn einer loslegt: „Ist denn plötzlich das jahrtausendalte Wissen, das Kunst und Natur untrennbare Geschwister sind, Unsinn geworden? Bringt die Kunst nicht mehr Freude aus naiver Freude am Schönen? Ist denn das Schöne nicht mehr das, was Freude um seiner selbst willen erzeugt? Sind denn die Künstler nicht mehr die, die das Schöne schaffen? Sind die Dichter nicht mehr die, die den reinsten Klang der Natur erfassen, die mit tiefstem Gemüt an ihr hängen und sie loben und immer reiner Natur lieben und Unnatur verabscheuen? Ist nicht überhaupt Unnatur unpoetisch, wie es bisher war, weil alles nicht Allgemeine unpoetisch ist?“

Die rein sachlichen Einsprüche gegen Manns Novelle stehen auf der gleichen tristen Ebene philiströser Verschmitztheit. Ein Beispiel für alle: „Aschenbach ist verheiratet gewesen, glücklich wie es heißt. Gut. Nun gebe ich aber das Preisrätsel, wie es möglich ist, daß dieser Mann in seinem unsauberen Abenteuer, das uns vorgeführt wird, nicht mit einer Faser seines Herzens, wohlgemerkt in so aufgewühlter Stimmung, jenes Glücks gedenkt, das er am Herzen einer Frau will genossen haben. Soll eine Unnatur existieren, die nicht einmal mehr mit einem Fünkchen Dankbarkeit, Erinnerung, Gewissen in peinlichem Konflikt mit dem verknüpft wäre, was unser höchstes menschliches Glück bedeutet, ohne daß dieser Mensch von Grund aus schlecht wäre, ein Gemütloser, von vornherein von künstlerischer Tätigkeit ausgeschlossen? Ist es möglich, daß ein Dichter, ein Schriftsteller, ein Skribent es sich entgehen ließe, den Konflikt zwischen Frau und Knaben, den einzig möglichen, wenigstens zu streifen? Gehört denn soviel Phantasie dazu, um im voraus zu erfassen, daß diese blasierte Figur aus Hohlherzigkeit und Schönheitsdusel uns als ein vollendetes Ekel erscheinen muß?“

Hernach, bei der Kritisierung des homosexuellen Problems, treibt Isemann seine täppische Zudringlichkeit noch schöner und wird, nach Art beschränkter, in dumpfe Rage gebrachter Naturen unverschämt. Er schreibt: „Im Kunstwerk tritt der moralische Zweck hinter andere Zwecke zum Segen des Schönen zurück. Selbstverständlich, denn wo eine Freude herrscht, ist Moral als Zweck bereits erfüllt. Herr Thomas Mann hat es anders verstanden, so wie es in die Libertinität seine Theoriechen paßt. Er folgert nämlich daraus, daß der Künstler moralisch indifferent sei, eigentlich zum Unmoralischen neige, und zwar in seinem Privatleben. Ich akzeptiere dieses Geständnis“.

Derlei ruppige Invektiven finden sich noch andere. Sie runden bestens ab, was als eigentlich entscheidenter Ertrag des Buches bleibt: die Selbstpsychographie des Urhebers. Denn der Gebrandmarkte des Pamphlets ist einzig er: Bernd Isemann. Was man erblickt ist der Typus des Dilettanten, der irgendwo mal etwas hat läuten hören, aber nicht weg kommt über das Banausische seiner Grundveranlagung. Ein Mensch ohne Belang, der wiederkäut, was in allen Köpfen als die durchschnittliche Denk- und Erregungsweise sein plumpes Dasein führt. Ein Stümper des Worts so sehr wie des Genießerverhaltens. Ein naseweiser Schaftelhuber, mit dem debattierend sich gemein zu machen, von vornherein verloren, entnervend, befleckend ist. Nur eine Antwort ist die gemäße: Belächeln, wegsehen, schweigen.

Friedrich Markus Huebner

Thomas Mann und der Tod in Venedig / Eine kritische Abwehr von Bernd Isermann / E. W. Bonsels und Co., München.

Gedicht eines Arbeiters

Still ist der Abend,
Nebel steigen empor.
Ruhig senkt sich die Nacht
Still ist es.
Und am Himmel steht Stern an Stern,
Mond auch sich zugesellt.
Schauen alle von fern
schweigend zur Erde.
Nachtfalter schwirren von Baum zu Baum,
Und durch die Wipfel
tönt leise ein Flüstern.
Fledermäuse flattern durch die Luft
Lautlos schleicht sich ein Iltis auf Raub

Emil Ernst Mehnert

Keine „fortschrittliche“ Lyrik.

H. W.

Ständige Ausstellungen

der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Sechzehnte Ausstellung

Gemälde und Zeichnungen des Futuristen

Gino Severini

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Am 20. September 1913 / Eröffnung

Erster Deutscher Herbstsalon

75 Potsdamer Straße 75 zu Berlin

Es beteiligen sich Künstler folgender Länder: Deutschland / Amerika / Böhmen / Frankreich / Holland / Indien / Italien / Oesterreich / Rumänien / Rußland / Schweiz / Spanien

Eintritt 1 Mark / Dauerkarte 2 Mark

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 10 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figuière / Paris

Originalholzschnitte / Handdrucke

Die Gesamtauflage ist in Klammern beigefügt / Alle Exemplare sind vom Künstler nummeriert und signiert

Franz Marc: Versöhnung / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / **Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das** Exemplar 40 Mark (je 10)

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm vom Künstler mit der Hand aquarelliert / Das Exemplar 5 Mark (100)

W. Kandinsky: Handdrucke / Das Exemplar 30 M.

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Das Exemplar 15 Mark (10)

Gabriele Münter: Neujahrswunsch / Das Exemplar 20 Mark (5)

Walter Helbig: Landschaft / Das Exemplar 25 Mark (5)

Schmidt-Rotluff: Mann und Weib / Sonnige Straße / Das Exemplar 30 Mark (12)

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / Das Exemplar 20 Mark (15)

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] / Das Exemplar 25 Mark (12)

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

R. Delaunay: Album / Elf Phototypien von Gemälden (ein Farbenlichtbild) mit einem Gedicht von Guillaume Apollinaire / Das Exemplar 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / **Franz Marc:** Affenfries

Robert Delaunay: La Tour

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Mappen

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

---

Zeitschriften

Wiecker Bote / Herausgeber: Oskar Kanehl / Wieck-Eldena in Pommern

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

La Renaissance Contemporaine / Halbmonatsschrift Paris / 41 Rue Monge

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Montjoie / Halbmonatsschrift / Paris / Chaussée d'Antin 38

Haro / Monatsschrift / Brüssel

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / Paris 9 rue Jacob

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Heft 6—8 bringt: Bilder: Picasso (9) / Braque (3) / Cézanne (3) / Soffici (1) / Sculpturen: Picasso (2) / Negersche (10) / Architektur: Gocár (6) / Jährlich M 12.50 / Administration Prag I / Veleslavinova 5

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt:
F. Harnisch / Berlin W 35
Verlag Der Sturm / Berlin W 9
Druck Carl Hause / Berlin SO 26